

Wirtschaft und Kultur Hand in Hand – so kann es gehen. Doch manchmal ist es kein Zustand von Dauer. Shell und BP waren nicht die ersten und werden nicht die letzten sein: Die Ölpreise waren unter Druck geraten, und so zog sich der eine Konzern aus der Partnerschaft mit der Londoner Tate Gallery zurück, der andere verabschiedete sich bald darauf von der National Gallery. Damals war der Brexit frisch beschlossen. Längst kam Corona hinzu, überall auf der Welt. Und die freundliche Handreichung mancher Unternehmen erweist sich in der Krise als ambivalente Angelegenheit.

Der Publizist Martin Tschechne über Pflichten, wackliges Vertrauen und fragile, mitunter auch fragwürdige Verbindungen von Wirtschaft und Kultur.

Damit nur keine Zweifel aufkommen: Jede Art von Engagement ist willkommen; jede Initiative wird dankbar quittiert. Gebt ein Lunchkonzert in der Handelskammer. Kauft junge Kunst für die Büroflore der Angestellten – falls es nach den Verwüstungen dieser Pandemie so etwas noch geben sollte, Büroflore und Angestellte. Übernehmt die Schirmherrschaft für eine Inszenierung im Theater. Stellt ein Firmenschild in den Eingang des Museums. Und ladet Geschäftsfreunde noch vor der Premiere zur Preview; so etwas galt immer schon als besonders schmückendes Privileg – alles ist wichtig, hilfreich und gut, um der Kultur wieder auf die Beine zu helfen.

Also: dem, was davon noch übrig geblieben sein wird. Denn niemand weiß, wie viele Maler, Musiker, Bildhauer und Schauspieler inzwischen aufgegeben haben und Pizza ausfahren oder auf Kindergeburtstagen tingeln. Wie viele Kinos, freie Bühnen oder Galerien geschlossen bleiben. Und wenn einmal offizielle Zahlen vorliegen: Niemand weiß, ob wirklich alle darin erfasst sind, die sich vorher mit ihrer Musik, ihren Bildern oder ihrer Schauspielerei gerade so über Wasser halten konnten und es nun eben nicht mehr können. Nicht jeder klagt auf dem Niveau eines Jan Josef Liefers.

Die Kultur gehört zu den großen Kollateralschäden der Pandemie. Dass es dahin kommen konnte, hat viele Gründe. Zunächst mal den, dass sich die Idee ganz grundsätzlich dem rein ökonomischen Denken widersetzt. Zweitens den, dass Kultur – zumindest in vielen ihrer Erscheinungsformen – die Anwesenheit und Nähe anderer Menschen voraussetzt. Und Theater, Kinos, Galerien, Kabarets und Konzertsäle waren nun mal sehr früh und sehr hart von den Corona-bedingten Schließungen betroffen. Vermutlich auch, weil sie nicht die Lobby haben, derer sich etwa Autosalons erfreuen, die Gastronomie, Baumärkte.

Was, drittens, umso schwerer ins Gewicht fällt, als es hierzulande viele Schultern sind, auf die sich die finanzielle Verantwortlichkeit für die Kultur verteilt: Bund, Länder, Kommunen, die Wirtschaft, private Stiftungen, das Publikum. Immer wieder neu verhandelt, auch mal vom einen auf den anderen weitergereicht. Das hat seine Vorteile: größere Beweglichkeit etwa, die Chance, sich aus dem Korsett eines Plans zu befreien und etwas im Wortsinn Außerordentliches auf die Beine zu stellen. Es hat aber auch den Nachteil immer wieder ungeklärter Zuständigkeit. Was passiert, nur mal zum Beispiel, wenn die öffentliche Hand für Bau und Betrieb eines Museums oder Konzerthauses aufkommt, aber die Einnahmen aus dem Tagesgeschäft wegbrechen, aus denen bisher die Gagen der Musiker bezahlt wurden, die Ankäufe neuer Kunstwerke oder die nächste Ausstellung?

In England ist das Dilemma der Abhängigkeit besonders drastisch deutlich geworden. Dort war es – erstes Fallbeispiel – der Mineralölkonzern BP, der 2016 nach 26 Jahren seine Fördermittel für die Tate Gallery abzog. Der Anlass war Deepwater Horizon. Nach der Umweltkatastrophe im Golf von Mexiko sah sich der Konzern auf Jahrzehnte hinaus mit Schadenersatzforderungen in Milliardenhöhe konfrontiert. Als dann

noch der Brexit hinzukam, neue Unsicherheit, war Schluss mit der Kunstförderung. Und nein, auch wenn die riesige Turbinenhalle der Tate immer wieder von Klimaschutz-Aktivist*innen als Bühne okkupiert worden war, um den Geldgeber dort an den Pranger zu stellen – die Entscheidung, so gab BP in der spröden Diktion eines Verlierers bekannt, habe allein wirtschaftliche Gründe.

Nun ja, die Mittel für die Königliche Oper oder die Shakespeare Company flossen trotzdem weiter. Aber da hatte auch niemand gegen das Erdöl-Geschäft protestiert. Sage nur einer, die Wirtschaft nehme keinen Einfluss auf die Kultur...

Bei Shell, zwei Jahre später, zweites Fallbeispiel, lief der Vertrag mit der Londoner National Gallery aus. Nach mehreren Verlängerungen nun eben: keine mehr. Der Museumsleitung blieb wenig übrig, als die Entscheidung hinzunehmen und der zwölf Jahre lang erfolgreichen Kooperation noch ein paar Dankesworte hinterherzurufen. Man will es sich ja mit künftigen Partnern nicht verderben. Der Konzern indes kündigt an, die frei gewordenen Mittel nun in die Ausbildung von Technikern für seine Bohrinseln zu investieren. Liegt nahe, ist sein gutes Recht, aber die Kultur schaut bei solchen Deals immer wieder in die Röhre.

Oder liegt genau darin ihr Glück? Beide Trennungen, durch Shell und BP, wurden in der Öffentlichkeit bejubelt. Was sind schon ein paar Millionen dagegen, endlich frei zu sein von den Zumutungen eines Geldgebers, der sich gar zu billig reinwaschen will vom Alltag eines Kerngeschäfts, in dem der Kampf um Profit eben schmutzig ist – also: Katastrophen auslöst, Kriege riskiert und den Klimawandel befeuert? Es hat sich ja längst herumgesprochen: Nirgendwo sonst finden Mineralöl und Rüstung, Autos, Banken oder Zigaretten ein so günstiges Verhältnis von Investment zu Imagegewinn wie in den Tempeln der Kultur. Dort redet niemand über ölverklebte Küsten oder den naiven Wunsch, die globale Erwärmung doch noch in den Griff zu kriegen. Und auch auf die dunkle Vergangenheit eines Unternehmens, auf ausbeuterische Praktiken oder die Menschenrechtsverletzungen eines autoritären Regimes wirft Kultur zuverlässig ein versöhnliches Licht. Oder sollte es wirklich die Liebe zur italienischen Oper gewesen sein, die ausgerechnet Saudi-Arabien dazu veranlasste, sich mit 15 Millionen Euro an der Mailänder Scala beteiligen zu wollen?

Die Italiener ließen das Geschäft platzen. Man kann nicht seine Seele verkaufen. Und inzwischen sind es immer mehr Kulturinstitutionen, die dem Beispiel folgen. Besonders heftig erwischt hat es etwa die amerikanische Familie Sackler. Viele Jahre lang hatte sie ihre Zuwendungen strategisch gestreut: an die Tate Gallery, das Metropolitan Museum in New York, den Louvre in Paris – bis die Künstlerin Nan Goldin auf die Hintergründe aufmerksam machte: Ihren Reichtum verdankt die Familie nämlich dem Schmerzmittel OxyContin, einem Opioid. Und solches Zeug macht süchtig. In den USA, wo die Abhängigkeit grassiert, sollen mehr als 450.000 Menschen daran gestorben sein. Goldin selbst war von der Sucht betroffen.

Die so großmütig Geförderten purzelten wie Dominosteine: keine Zuwendungen mehr von den Sacklers. Toxisches Geld. Und die Idee zieht Kreise. Seither werden Stifter, Sponsoren und Mäzene auf den Prüfstand gestellt, bevor sie ihr Scheckbuch zücken oder gar im Vorstand Platz nehmen dürfen. Ausbeutung, Rassismus, Steuerflucht, Geschäfte mit Despoten – für Kulturschaffende und ihre Institutionen gibt es genau zwei Möglichkeiten: Entweder, sie machen sich zu Komplizen. Oder sie gehen auf Distanz. Sonst klafft da schnell eine gewaltige Glaubwürdigkeitslücke.

Doch Vorsicht: Das Thema taugt nicht für heroische Sonntagsreden. In Ländern wie den USA ist die Kultur vital abhängig von Zuwendungen aus der Wirtschaft. Da sägt niemand ohne Not an dem Ast, an dem ein ganzes Museum hängt oder ein Opernhaus. Und auch bei uns haben sich Stifter und Sponsoren längst unentbehrlich gemacht. Wo und sobald der Staat zu knausern beginnt, ergreifen sie ihre Chance.

Hans Haacke, deutscher Künstler in New York, führt seinem Publikum die unseligen Verquickungen hüben wie drüben schon seit den siebziger Jahren in seinen Installationen vor Augen: die Drängeleien, die Vereinnahmung der Kultur durch die Tabak- oder Rüstungsindustrie. Oder in seiner Heimatstadt Köln die expansive Kulturpolitik des Schokoladenfabrikanten, Sammlers und Stifters Peter Ludwig. Heute ist das Museum Ludwig gleich neben dem Dom eine Tatsache, sogar eine erfreuliche, aber Haacke mahnt und warnt weiter. Inzwischen ist er 85. Trotzdem wählte ihn das Kulturmagazin Monopol unlängst zur wichtigsten Person der zeitgenössischen Kunst.

Aber dann kam Corona, und nichts ist mehr, wie es war, seit Museen und Galerien geschlossen sind, Orchestermusiker in Online-Foren fiedeln und Schauspieler sich glücklich schätzen, in irgendeiner Fernsehproduktion die Leiche spielen zu dürfen. Die Verträge zwischen Kultureinrichtungen und Unterstützern aus der Industrie seien auf dauerhafte Zusammenarbeit festgeschrieben, lässt der Kulturkreis der deutschen Wirtschaft im BDI wissen. Das ist beruhigend. Doch wer hat in solchen Zeiten den Mut und die Größe, sich zu widersetzen? Wer fragt nach dem Kleingedruckten, wenn eine rettende Hand sich bietet?

Die Institutionen haben immer noch eine Menge zu verlieren. Kunst ohne künstlerische Freiheit, also ohne Experiment, Ungewissheit, Provokation, Fehlschlag, Skandal – ist nichts als platte Dekoration. Schmückt vielleicht die Wände, aber sonst niemanden.